

DAS WEIHNACHTSMANNPROJEKT



Silke Lambeck

DAS
WEIHNACHTSMANN
PROJEKT

Mit Bildern
von Barbara Jung



GERSTENBERG



*INHALT

1. Kapitel,

in dem es dreißig Grad sind und
Weihnachten besprochen wird 7

2. Kapitel,

in dem Frida ein Wörtchen mitreden will 12

3. Kapitel,

in dem es schon kälter ist und
Mama über vegetarische Weihnachten nachdenkt 18

4. Kapitel,

in dem Paul sich etwas einfallen lassen muss 25

5. Kapitel,

in dem Paul es sich fast anders überlegt 30

6. Kapitel,

in dem das Projekt Gestalt annimmt 35

7. Kapitel,

in dem Paul über seine Wünsche nachdenkt 41

8. Kapitel,

in dem Frida den Brief
vom Weihnachtsmann mit in die Schule bringt 48

- 9. Kapitel,**
in dem erster Advent ist
und Paul seine Großmutter anruft 53
- 10. Kapitel,**
in dem Paul Unterstützung bekommt 60
- 11. Kapitel,**
in dem seltsame Dinge in der Schule passieren
und Nele eine Geschichte erzählt 65
- 12. Kapitel,**
in dem Frida zufrieden nach Hause kommt 71
- 13. Kapitel,**
in dem Paul seine Großmutter besucht
und ein Geschenk für Nele findet 77
- 14. Kapitel,**
in dem es weiterschneit und Nele sich wundert 91
- 15. Kapitel,**
in dem Paul eine traurige Entdeckung macht 98
- 16. Kapitel,**
in dem das Familiendrama seinen Lauf nimmt
und Weihnachten näher rückt 104
- 17. Kapitel,**
in dem Frida Fragen stellt
und Paul eine Idee kommt 112

- 18. Kapitel,**
in dem geküsst wird, Paul und Mama
ein Geheimnis für sich behalten und Frida putzt 119
- 19. Kapitel,**
in dem auch Paul eine Einladung ausspricht 125
- 20. Kapitel,**
in dem Paul ein Geschenk bekommt 132
- 21. Kapitel,**
in dem Paul Weihnachtslieder singt
und ein Geheimnis erfährt 140
- 22. Kapitel,**
in dem Paul ins Kino geht
und ein Weihnachtsbaum gekauft wird 149
- 23. Kapitel,**
in dem ein Weihnachtsbaum geschmückt wird
und noch immer nicht Weihnachten ist 161
- 24. Kapitel,**
in dem endlich Weihnachten ist 168
- 25. Kapitel,**
in dem immer noch Weihnachten ist
und mehr Besuch kommt 179
- 26. Kapitel,**
in dem nicht mehr Weihnachten ist – oder? 194



1. KAPITEL,

in dem es dreißig Grad sind und Weihnachten besprochen wird

Es war ein sehr heißer Augusttag, als Großmutter anrief, um Weihnachten zu besprechen. Paul stand im Bad und drückte an einem Pickel herum, der davon immer größer zu werden schien. Er wusste gleich, was los war, als er durch die offene Tür Mamas kurze Antworten hörte. »Ja ... nein, haben wir noch nicht drüber nachgedacht. Aha. ... Du möchtest Max und Eva einladen, ja, schön. Mmh. ... Und was die Kinder sich wünschen? ... Du, das kann ich jetzt wirklich noch gar nicht ... Hat das nicht noch ein wenig Zeit?«

Paul zog seinem Spiegelbild eine Grimasse und staunte über den Pickel, den man vorher kaum gesehen hatte und der jetzt rot neben seiner Nase leuchtete. Man kann nicht sagen, dass er den Anruf erwartet hatte, aber er erstaunte ihn auch nicht sonderlich. Er kam in jedem Jahr zuverlässig zu einer Zeit, in

der die meisten Leute sich mit Gartenfesten, Tischtennispartien und Grillwürstchen befassten. Seine Mutter hatte das Gespräch mittlerweile beendet und stand in der Badezimmertür. »Sie will wirklich jetzt schon wissen, was ihr euch zu Weihnachten wünscht«, sagte sie kopfschüttelnd. »Ich weiß nicht, was mit dieser Frau los ist.«

Dabei wusste selbst Paul mit seinen zwölf dreiviertel Jahren genau, was mit dieser Frau los war: Sie hatte eine Weihnachtsmacke. Und damit meinte er nicht: Sie ist ein bisschen eigen. Oder: Sie übertreibt ein wenig. Nein, aus seiner Sicht ging es um eine ausgewachsene, unheilbare Weihnachtsmacke. Für Großmutter war Weihnachten der Höhepunkt des Jahres, der genau vorbereitet werden musste und keinerlei Nachlässigkeit duldete. Dass sie sich erst im August meldete, entsprang in ihren Augen äußerster Zurückhaltung: Im Grunde hätte sie



gerne bereits im Januar mit der Vorbereitung des kommenden Festes begonnen.

Sie gehörte zu den Menschen, die schon im September Stollen und Lebkuchen kauften – dabei wäre ihr nie auch nur ein Bissen davon vor dem ersten Advent über die Lippen gekommen. Dass das Gebäck mit den Monaten nicht besser wurde, ignorierte sie. Ihr genügte das beruhigende Gefühl, dass es vorhanden war, und sie hatte keinerlei Mitleid mit Leuten wie Mama, die im Supermarkt drei Wochen vor Weihnachten vor leer geräumten Regalen standen. »Gibt es doch schon seit Monaten«, sagte sie, wenn Mama sich beklagte, dass die Zimtsterne Anfang Dezember aus waren. Mama seufzte dann und hielt den Mund.

Überhaupt – es hielten alle den Mund. Nicht dass es über die Jahre nicht immer wieder Ausbruchsversuche gegeben hatte. Onkel Max und Tante Eva waren vor drei Jahren nach Neuseeland geflüchtet. Sie stiegen bereits Anfang Dezember ins Flugzeug und riefen pünktlich an Heiligabend bei Oma Vera an, wo sich der Rest der Familie wie immer versammelt hatte: Mama, Papa, Paul und seine kleine Schwester Frida; Mamas Schwester Lena, ihr Mann Heiner und der kleine Florian.

Großmutter stellte den Lautsprecher an, damit alle die Weihnachtswünsche entgegennehmen konnten.

»Frohe Weihnachten«, schrie Onkel Max, »stellt euch vor – hier sind es 25 Grad!«

»Toll«, schrie Großmutter zurück, »hier schneit es wie seit Jahren nicht mehr«, was angesichts einiger zarter Flocken am

Nachmittag eine faustdicke Lüge war. »Und wir essen gerade Heringssalat«, fügte sie unbarmherzig hinzu, weil sie wusste, wie sehr Max ihren Heringssalat liebte.

»Ja, schön«, sagte Max. »Wir gehen dann mal zum Strand.«

»Tut das«, schrie Großmutter, »und viel Spaß bei eurem Hotelessen.«

Im nächsten Jahr saß Max wieder mit an Großmutters langem Tisch und zeigte Fotos von der neuseeländischen Weihnacht. Auf einem waren Eva und er zu sehen, zwei eigentlich ausnehmend gut aussehende Menschen. Sie trugen seltsame Papphütchen auf dem Kopf und schauten unglücklich in die Kamera.

»Funny hats«, erläuterte Max. »Das ist zu Weihnachten dort Sitte.«

»Hübsch«, sagte Großmutter. »Und so kleidsam.«

Tja, so war das mit Weihnachten. Mama stand noch immer in der Badezimmertür und sah erstaunt auf Pauls Pickel, den sie jetzt erst zu bemerken schien.

»Hast 'n du da?«, fragte sie, und dann, ohne eine Antwort abzuwarten: »Mir reicht's. Ich hab keine Lust mehr auf das Theater. Wir feiern dieses Jahr hier.«

Mama und Papa hatten schon öfter darüber geredet, Weihnachten alleine zu feiern. Aber sie hatten es nie gemacht. Paul konnte sich gar nicht vorstellen, wie es wäre, so zu viert. Er stellte es sich irgendwie ... einsam vor. Außerdem passte in ihr Haus nur ein ziemlich kleiner Baum. Andererseits ... er müs-

te mit seinen Eltern bestimmt nicht in die Kirche. Sie könnten endlich mal Fondue machen. Vielleicht käme er sogar um das Akkordeonvorspiel herum.

»Ich fänd's cool«, sagte er schließlich.

Mama sah ihn erleichtert an. »Schön«, sagte sie.

»Dann bespreche ich es mit Papa. Und Großmutter wird das schon verstehen.«

Der letzte Satz, fand Paul, war so ziemlich das Dümmste, was er seit Langem von seiner Mutter gehört hatte.



2. KAPITEL, in dem Frida ein Wörtchen mitreden will

Pauls Schwester Frida war sieben Jahre alt und ging seit einem Jahr in die Schule. Sie war ausgesprochen schlau, was Paul hin und wieder anstrengend fand. Sie konnte zum Beispiel schon lesen, als sie fünf war, und natürlich musste ihr dabei immer jemand zuhören. Meist war es Paul. Frida las alles. Sie las ihm ihre Bilderbücher vor, aber auch die Kaufhausprospekte aus der Zeitung. Sie las die Inhaltsliste der Nuss-Nougat-Creme, die erste Seite der Tageszeitung und die Gebrauchsanweisung für den Kühlschrank. Manchmal wunderte sich Paul, was Frida daran so interessierte, aber er war beeindruckt davon, wie schön sie Buchstaben und Wörter fand. Frida war zart und blond und sah kein bisschen wie die mexikanische Malerin Frida Kahlo aus, nach der ihre Eltern sie genannt hatten.

Paul hieß nach Paul Klee, dessen künstlerisches Erbe er wohl nicht würde antreten können. In seinem letzten Zeugnis hatte gestanden, er bemühe sich »im Kunstunterricht zunehmend um sauberes Arbeiten«, und Paul musste zugeben, dass das eine faire Beurteilung war. Seine Mutter hatte versucht, ihn ihre Enttäuschung nicht spüren zu lassen, aber Paul fand ihr Lächeln eher tapfer als fröhlich.

Frida sah zwar sehr zart aus, war aber von überaus durchsetzungsstarkem Wesen. Sie konnte so lange sanft auf etwas beharren, bis alle anderen mürbe wurden. Wenn es schien, dass ein Thema erledigt war, hatte Frida noch lange nicht aufgegeben.



Paul wusste also, was ihnen blühte, als Mama an diesem warmen Abend im Garten ihren Entschluss verkündete, Weihnachten alleine zu verbringen, und Frida »Nein« sagte. Sie sagte es mit erstaunlich lauter und absolut entschiedener Stimme.

»Was: nein?«, fragte Mama.

»Wir feiern Weihnachten nicht alleine hier«, sagte Frida.

»Doch«, sagte Mama. »Nein«, sagte Frida.

»Aber warum denn nicht?«, fragte Papa. »Das wird bestimmt sehr gemütlich. Wir können es genau so machen, wie wir es wollen.«

»Ja«, sagte Frida. »Und ich will es wie immer. Bei Oma. Mit allen.«

»Süße«, sagte Mama, »du brauchst einfach einen Moment, um dich an den Gedanken zu gewöhnen.« Frida sagte zum dritten Mal »Nein« und Mamas Miene verfinsterte sich. »Frida, es ist wirklich nicht deine Sache, zu entscheiden, wo wir Weihnachten feiern«, sagte sie.

»Aber es geht nicht!«, rief Frida jetzt.

»Warum nicht?«, fragte Papa.

»Der Weihnachtsmann bringt die Geschenke doch zu Oma!«, rief sie aus.

Paul blickte seine Eltern an, deren Gesichter weicher wurden, und verkniff sich ein Lachen. Er hatte angenommen, dass Frida längst nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubte. Ihm selbst hatte Lasse Schmidt in der ersten Klasse erläutert, wann er mit seinen Eltern in den Elektrogroßmarkt ging, um sein Weihnachtsgeschenk zu kaufen.

»Aber ... das bringt doch der Weihnachtsmann«, hatte Paul gesagt und grölendes Gelächter geerntet. Seine Eltern hatten versucht, sich rauszureden, als er ihnen an jenem Abend vorwarf, ihn jahrelang belogen zu haben. Eine Zeit lang hatte er noch an die Nummer geglaubt, dass der Weihnachtsmann einige Geschenke brachte. Aber schließlich hatte auch das aufgehört. Es war irgendwie traurig gewesen und fast beneidete er Frida darum, dass sie noch an den alten Mann im roten Mantel glaubte.



»Du kannst ihm auf den Wunschzettel schreiben, wo er die Geschenke hinbringen soll«, schlug Papa vor. »Es passiert ja auch öfter mal, dass Leute umziehen.«

»Genau«, sagte Frida. »Und unsere Lehrerin hat letztes Jahr zu einer Mutter gesagt, dass Weihnachten bei ihr ausfallen muss, weil sie gerade umgezogen ist.«

»Ach, sie meinte bestimmt nur, dass es noch so unordentlich war in der neuen Wohnung«, sagte Mama.

»Kommt der Weihnachtsmann nur in ordentliche Wohnungen?«, fragte Frida. »Dann kommt er bestimmt nicht zu uns.«

Paul fand diesen Satz von schlagender Logik. Ihr kleines Haus war schön und gemütlich und man stolperte ständig über irgendetwas. Mama geriet regelmäßig in Panik, weil sie ihr Portemonnaie oder ihre Autoschlüssel nicht fand, Pauls Skateboard lag immer im Weg und die Bücher stapelten sich in den Zimmerecken. Auf dem Klavier stand ein Engel, der vom letzten Weihnachten übrig geblieben war. Im Frühling hatte Paul ihm aus Pappe ein paar Osterhasenohren gemacht.

»Wir können ja aufräumen«, sagte Papa halbherzig. Er fand Mamas Versuche, eine Art Grundordnung herzustellen, völlig übertrieben und beteiligte sich nur murrend an den allmonatlichen Aufräumaktionen. Mama sah ihn sinnend an. »Gute Idee«, sagte sie. »Das sollte man sowieso *regelmäßig* tun.«

Bevor das Gespräch zu ernst wurde, griff Paul ein. »Frida«, sagte er. »Der Weihnachtsmann findet uns ganz sicher. Und wir müssen vielleicht nicht auf dem Klavier vorspielen. Und außer-

dem«, er machte eine wirkungsvolle Pause, »brauchen wir keinen Heringssalat zu essen.«

Damit hatte er ins Schwarze getroffen. Frida hasste Heringssalat. Da Oma aber sehr stolz auf ihren Heringssalat war und er zur Weihnachtstradition gehörte, würgte sie jedes Jahr ein paar Gabeln des rosa Salats hinunter. Oma tätschelte ihr dann die Wange und sagte: »Na, Fridachen, dir schmeckt's aber«, und Frida brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass sie den kalten Fisch einfach grässlich fand. Paul wusste deswegen so genau, wie es ihr ging, weil er seit vielen Jahren dasselbe durchmachte. Er hatte den Verdacht, dass Onkel Max der einzige Mensch war, dem Omas Heringssalat *wirklich* schmeckte, aber sie hatten alle den Zeitpunkt versäumt, es ihr zu sagen. Also machte Großmutter jedes Weihnachten eine riesige Schüssel mit Heringssalat und wunderte sich, dass so viel übrig blieb.

Frida schien jetzt deutlich wohlwollender über das Thema nachzudenken. Mama, Papa und Paul verharrten in gespannter Stille. Im Nachbargarten dröhnte das Gelächter von Fritz Lautenschläger, der seine eigenen Witze stets zum Umfallen komisch fand. Irgendwo klapperte ein Metalleimer. Woanders sprang der Rasensprenger an. Eine Grille begann zu zirpen. Und Frida sagte den erlösenden Satz: »Aber nur dieses Jahr.«



3. KAPITEL, in dem es schon kälter ist und Mama über vegetarische Weihnachten nachdenkt

Zu behaupten, dass Mamas Entschluss in der Familie Unruhe auslöste, war in etwa so, als bezeichne man einen Tornado als Frühlingswind. Zuerst führte Mama ein Telefonat mit Großmutter, das mit »Schließlich bin ich erwachsen« endete – ein Satz, den sie mit wenig Überzeugungskraft sagte, wie Paul fand. Es schloss sich ein tränenreiches Gespräch mit Tante Eva an, die Mama in ihrem Beschluss bestärkte – sie allerdings nicht wirklich zu trösten vermochte. Es folgten Diskussionen mit Tante Lena (»Sie findet mich egoistisch«, schluchzte Mama anschließend), Onkel Max (»Er sagt, ich habe völlig recht«) und ihrer besten Freundin Katie, die Weihnachten jedes Jahr nach Teneriffa flog und nur wenig Verständnis für Mamas Verstrickungen aufbringen konnte.

Am schlimmsten war das Gespräch mit Großvater. Er teil-

te Großmutters Leidenschaft für Weihnachten nicht in gleicher Weise, was im Lauf der Jahre schon zu einigen heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten geführt hatte. Großvater war in seiner Jugend Sozialist gewesen und hatte sich eine tiefe Abneigung gegen jede Art von übertriebenem Konsum bewahrt. Er war ein lauter und lebensfroher Mann, der auf Weihnachtsfotos stets etwas grämlich wirkte.

Noch weniger als Weihnachten mochte er es allerdings, wenn seine Frau unglücklich war. Deswegen sah er es als seine Pflicht an, Mama doch noch zu einem gemeinsamen Weihnachtsfest zu überreden. Mama widersetzte sich tapfer, aber als sie das Gespräch beendet hatte, war sie blass. »Er hat doch ernsthaft die ›Wer-weiß-wie-viele-Weihnachten-wir-noch-gemeinsam-feiern-Karte gezogen«.

»Na ja ...«, sagte Papa, als sei das eine ganz normale Überlegung.

»Sie sind 62!«, sagte Mama.

Zwei Monate und etliche Telefonate später war der Sommer in einen zunächst sonnigen Herbst übergegangen, der Ende Oktober sehr plötzlich kalt und regnerisch wurde. Zwischen Mama und Großmutter herrschte eine Art Waffenstillstand, den man beim besten Willen nicht als Frieden bezeichnen konnte. Wenn Paul bei seinen Großeltern zu Besuch war, versäumte seine Großmutter es nie, eine lustige Weihnachtsanekdote zu erzählen und seufzend hinzuzufügen: »Aber ihr feiert ja dieses Jahr alleine ...« Hin und wieder ließ sie eine Bemerkung über den Heringssalat

fallen, den es nun leider nicht geben würde. »Echt schade«, sagte Paul dann und versuchte, ein betroffenes Gesicht zu machen.

Zwischendurch schien Mama kurz davor, sich doch noch anders zu entscheiden. »Kommt nicht in Frage«, sagte Papa. »Das ziehen wir jetzt durch.« Es hörte sich an, als ginge es dabei um das Training für einen Triathlon. Und allmählich kam es Paul auch so vor, denn das Thema wurde bei jeder Gelegenheit wieder ausgebreitet. Eines Tages, als Onkel Max zu Besuch war und Paul sich eigentlich auf eine schöne Runde Basketball gefreut hatte, ging es wieder um Großmutter. »Jetzt hört doch endlich auf mit eurem Scheißweihnachten!«, brach es aus Paul heraus. Mama sah ihn erschrocken an. Dann sagte sie: »Hast ja recht«, und Paul kam endlich zu seinem Basketballspiel.

Ein unangenehmer Nebenaspekt war, dass Mama offensichtlich vorhatte, eine Art Dinkel-Grünkern-Weihnachten zu feiern. Zumindest befürchtete Paul das, denn sie steckte wieder einmal in einer vegetarischen Phase. Diese Zeiten waren der Schrecken der Familie, weil es sehr viel Tofu, Seitan und gekochtes Gemüse gab. Man wusste nie, wie lange sie anhielten. Manchmal brauchte es nur einen Monat, bis Mama wieder herhaft in ein Salamibrötchen biss. Aber es hatte auch schon mal ein halbes Jahr gedauert, in dem Papa Paul hin und wieder heimlich einen Döner spendierte. Paul sah ein, dass Mama *im Prinzip* recht hatte, kein Fleisch zu essen. Aber was nützte das *Prinzip*, wenn er mittags Schulfreunde mitbrachte und es Tofuburger gab?

Mit dem Fondue war also nicht zu rechnen. Und nun fürch-

tete Paul um Würstchen und Kartoffelsalat, die Oma jedes Jahr neben dem Heringssalat servierte.

»Kartoffelsalat ist ja kein Problem«, sagte Mama.

»Nur Kartoffelsalat?«, fragte Paul.

»Und dann gibt es auch sehr leckere Seitanwürstchen«, fügte Mama hinzu.

»Seitanwürstchen«, wiederholte Paul.

»Oder wir machen Bulgurbratlinge«, sagte Mama.

»Werde ich wohl mehr Kekse essen«, entgegnete Paul.

Anfang November wurde es draußen nicht mehr richtig hell und regnete ständig. Mama und Papa waren wenig zu Hause. Sie war Grafikerin, er Drucker und gemeinsam betrieben sie eine kleine Druckerei. Vor Weihnachten war immer am meisten zu tun, weil viele Firmen Karten und Kalender brauchten. Manchmal schafften die Eltern es, mittags zu kochen, aber öfter kümmerte sich auch Paul um Frida und machte für sie beide Spaghetti mit Tomatensauce oder ein Spiegelei.

Frida schien das Weihnachtsthema nicht loszulassen, denn sie hatte angefangen, ständig aufzuräumen, und ging damit allen auf die Nerven. »Dein Skateboard liegt im Flur!«, pflegte sie mit mahnender Stimme zu Paul zu sagen, oder: »Papa, du hast die Zeitung auf dem Sofa liegen lassen.« Stillschweigend räumte sie außerdem Mamas Schuhe ins Regal und hängte Schals und Jacken an die dafür vorgesehenen Haken. Offenbar war sie sich nicht sicher, ob es reichte, wenn das Haus nur an Weihnachten ordentlich war, und wollte vorsorgen.

»Ich glaube nicht, dass der Weihnachtsmann darauf achtet, ob meine Socken im Badezimmer liegen«, sagte Paul, als sie ihn zum dritten Mal in einer Woche darauf hingewiesen hatte. »Aber sie müssen da ja sowieso weg«, antwortete Frida und sah ihn streng an.

Eines Mittags hatte Paul gerade eine Packung Fischstäbchen (ja, Fisch war hin und wieder erlaubt!) in den Ofen geschoben, als Frida hereinkam, ihre Mappe in die Ecke schmiss und auf ihr Zimmer verschwand. Das war ungewöhnlich – normalerweise kam sie aus der Schule und plapperte unentwegt. Paul wartete, ob sie zurückkam, aber als sie nach zehn Minuten immer noch nicht aufgetaucht war, ging er ihr hinterher. Die Zimmertür war geschlossen. Paul klopfte an. Er hörte ein leises Geräusch, aber kein »Herein«. Er klopfte noch einmal. Jetzt war das Geräusch lauter. Paul öffnete die Tür und sah seine kleine Schwester auf dem Bett liegen, das Gesicht ins Kissen gedrückt. Ihr schmaler Rücken bebte und sie schluchzte hemmungslos.

»Frida!«, rief Paul erschrocken und lief zu ihr hin.

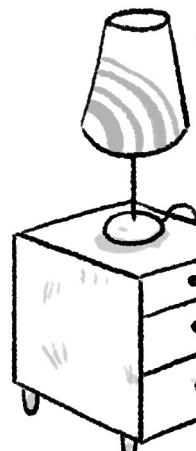
»Was hast du denn?«

Frida gab ihm keine Antwort und weinte nur noch lauter, als er ihr die Hand auf den Rücken legte.

»Frida«, sagte Paul. »Was ist los?«

Jetzt wandte ihm seine kleine Schwester ihr verheultes Gesicht zu. Sie konnte nur mit Mühe sprechen.

»Frau Amstel ... hat gesagt ... dass es ... kei...ei...

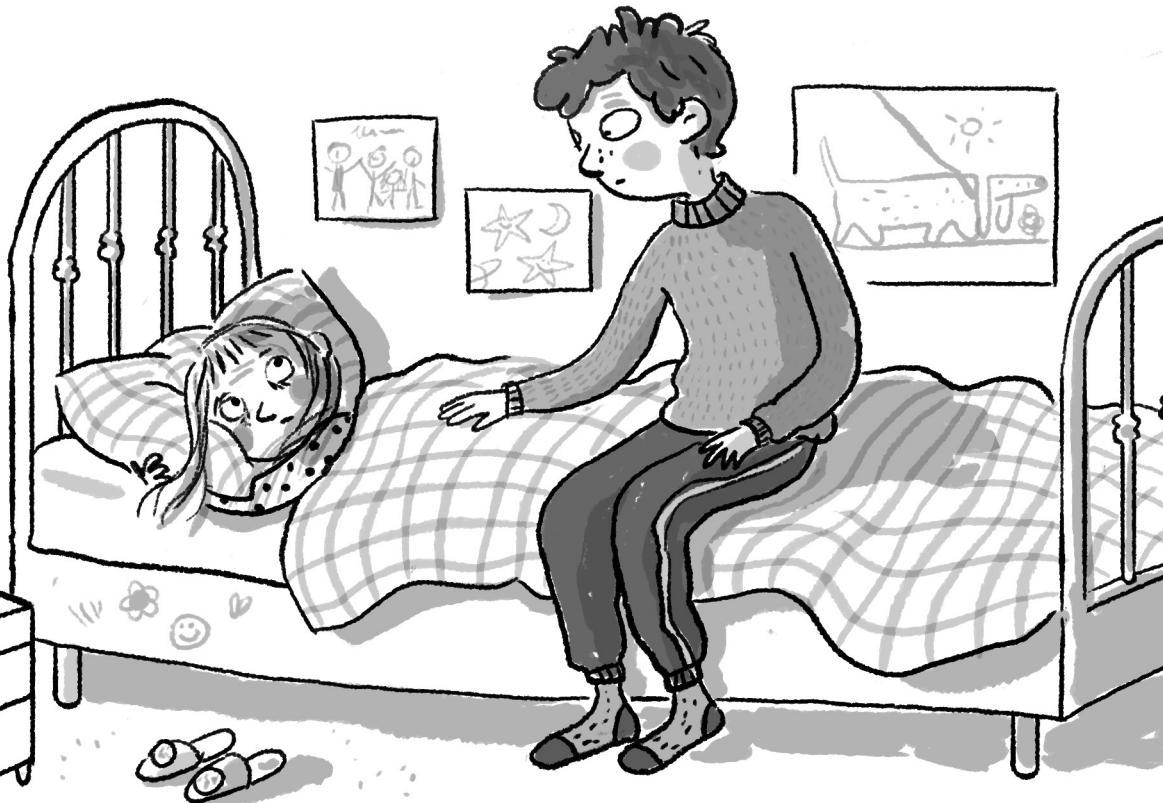


kei...einen Weihnachtsmann gibt ...« Bei den letzten Worten weinte sie herzzerreißend.

»Ach, Frida«, sagte Paul. Frau Amstel war Fridas Klassenlehrerin. Sie war jung und ziemlich cool.

»Ja«, bekräftigte Frida, »das soll nur eine Erfindung sein ... und ... auch die Rentiere ...« Jetzt brach sie ab und schmiss sich wieder in ihr Kissen, wo sie weiterheulte.

Oh Mann! Paul stand da und fühlte sich wie ein Idiot. Was sollte er Frida nur sagen? Er verfluchte innerlich seine Eltern, weil er fand, dass das hier Elternsache war.



Paul setzte sich auf die Bettkante und streichelte Frida über den bebenden Rücken. »Aber das stimmt doch nicht«, hörte er sich schließlich sagen.

Frida schluchzte weiter.

»Er kommt natürlich nicht mehr zu den Erwachsenen«, fuhr Paul fort.

Frida schluchzte.

»Und dann kommt er auch nur zu denen, die an ihn glauben. Du würdest ja auch nicht Leuten Geschenke bringen, die noch nicht mal glauben, dass es dich gibt.«

Frida schluchzte leiser.

»Und Frau Amstel glaubt bestimmt schon ewig nicht mehr an ihn«, schloss Paul.

Frida hatte aufgehört zu weinen und sah ihn jetzt aus ihren großen blauen Augen an.

»Glaubst du denn an ihn?«, fragte sie.

Paul wusste, dass es sich um einen dieser Momente handelte, wo es wirklich darauf ankam. Er hoffte, dass ihm seine Schwester verzeihen würde, wenn sie älter und weiser wäre. Dann legte er alle Überzeugungskraft in seine Stimme und sagte: »Natürlich glaube ich an den Weihnachtsmann.«



4. KAPITEL, in dem Paul sich etwas einfallen lassen muss

Als ihre Eltern an diesem Abend nach Hause kamen, waren sie völlig k.o. Papa würde eine Nachtschicht einlegen müssen, um einen wichtigen Kunden rechtzeitig zu beliefern, und Mama sah noch dünner aus als sonst.

»Irgendwas Besonderes?«, fragte sie, als sie mit Paul den Tisch deckte.

»Schon«, sagte Paul.

Sie sah von den Bestecken auf. »Und?«

»Fridas Lehrerin hat gesagt, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.«

»Dumme Kuh«, murmelte Mama leise, aber vernehmlich.

»Und Frida war völlig außer sich.«

Mama sah Paul an.

»Was hast du gemacht?«

»Ihr gesagt, dass es Unsinn ist und er natürlich nur zu Leuten kommt, die an ihn glauben.«

Mama lächelte. »Hat's geholfen?«

»Sie wollte wissen, ob ich denn an ihn glaube.«

»Und?«

»Ich hab Ja gesagt.«

»Wow.«

Die Stimmung beim Essen war gedämpft. Frida hatte den Nachmittag bei ihrer Freundin Emily verbracht und war aus irgend einem Grund sehr still, Papa dachte offenbar über die bevorstehende Arbeit nach und nur Mama und Paul hielten das Gespräch aufrecht. Paul hatte einen bemerkenswert schlechten Physiktest geschrieben und Mama hackte darauf herum.

»Kapier ich nicht«, sagte sie. »Nur Lernsachen. Es ging noch nicht mal ums Verstehen.«

Paul antwortete nicht.

»Erklär's mir«, sagte Mama.

»Kann ich nicht«, sagte Paul.

Das folgende Schweigen war ungemütlich und Papa verabschiedete sich hastig.

Anschließend machte Paul seine Physikberichtigung, während Mama Frida ins Bett brachte.

»Sie fragt, ob du noch mal kommen kannst«, sagte sie, als sie wieder nach unten kam. »Anscheinend glaubt Emily auch nicht mehr an den Weihnachtsmann.«

Paul ließ erleichtert seine Physiksachen liegen und lief zu Frida. Sie lag in ihrem Bett und sah sehr klein und traurig aus.

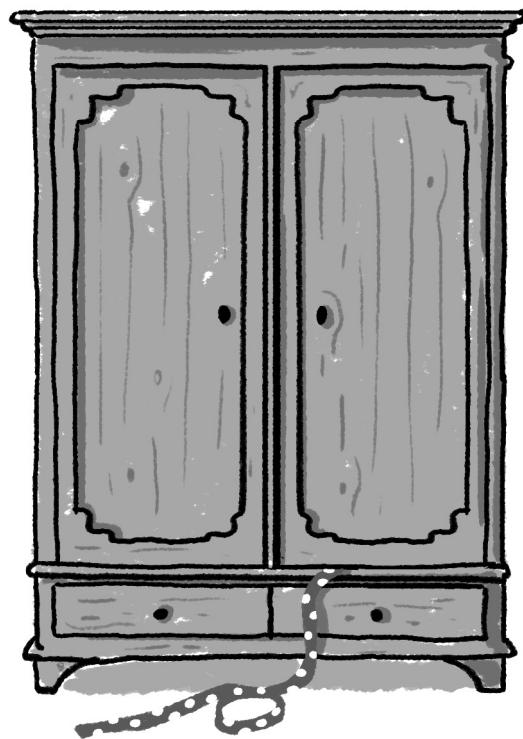
»Na?«, sagte Paul. »Was ist los, Frida?«

»Emily hat auch gesagt, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.«

»Ach, was weiß Emily schon davon«, entgegnete Paul.

»Sie sagt, sie ist sich ganz sicher, weil sie einmal beim Versteckenspielen ihr Weihnachtsgeschenk im Kleiderschrank ihrer Mutter gefunden hat.« Paul überlegte fieberhaft, warum der Weihnachtsmann seine Geschenke im Kleiderschrank von Emilys Mutter deponiert haben könnte.

»Zwischenlagerung«, sagte er.



»Wie?«, fragte Frida.

»Der Weihnachtsmann kann nicht alles auf einmal transportieren und muss ein paar Sachen zwischenlagern. Aber einiges bringt er dann auch erst am Heiligen Abend.«

Frida sah ihn skeptisch an, was er ihr nicht verdenken konnte.

»Frag Mama«, sagte er. Mama war über jeden Zweifel erhaben. Er musste sie nur entsprechend vorbereiten.

»Okay«, sagte Frida zögernd.

»Aber jetzt schlaf erst mal. Du kannst sie beim Frühstück fragen.«

Frida sah etwas beruhigter aus. Sie kuschelte sich in ihr Bett.

»Schlaf gut«, sagte Paul.

»Du auch«, murmelte Frida und schloss die Augen.

Paul erzählte Mama genau, was er gesagt hatte, und am nächsten Morgen beim Frühstück fragte Frida wie erwartet nach der Geschenklagerung.

»Oh ja«, sagte Mama, als sei es die normalste Sache der Welt. »Ich habe schon oft plötzlich Geschenke im Schrank gehabt. Manchmal sind sie dann genauso plötzlich wieder weg. Zum Glück, muss man sagen, sonst würde ich ja meine Sachen gar nicht mehr unterkriegen.«

Frida schien sich damit zufriedenzugeben und fragte nicht weiter nach.

Mittlerweile, dachte Paul, war das schon ein ganz schönes Lügengebäude, und er sorgte sich etwas darum, dass es einstürzen könnte. Er schüttete gedankenverloren Cornflakes und Milch in seine Schüssel und begann zu essen.

Und dann kam ihm eine Idee. Was, wenn er seinem Gebäude einfach ein paar Stützpfiler einzog? Was, wenn er genug Leute fand, die Frida Geschichten über den Weihnachtsmann erzählten? Eine Art Weihnachtsmannprojekt. Eine große Geschichte, die er ganz allein auf die Beine stellte. Er dachte an den traurigen Moment, als der Weihnachtsmann aus seiner Kinderwelt verschwand. Weihnachten war danach immer noch Weihnachten gewesen. Aber es glänzte nicht mehr so hell. Warum sollte Frida nicht noch eine Weile an etwas Schönes glauben? Warum sollte die coole Frau Amstel bestimmen, wer die Geschenke brachte? Er würde seine Schwester davon überzeugen, dass es den Weihnachtsmann gab – so wahr er Paul Siepmann hieß.



5. KAPITEL, in dem Paul es sich fast anders überlegt

Die Schulen von Paul und Frida waren auf demselben Gelände und teilten sich einen Schulhof. Die Kleinen wurden in einem einigermaßen heruntergekommenen Bau aus den Siebzigern unterrichtet, während die Großen in einem Bau aus der Jahrhundertwende waren – der vorletzten, wohlgemerkt. In Fridas Schule, die ja bis vor Kurzem auch Pauls Schule gewesen war, hatte es beherzte Versuche gegeben, dem Inneren einen Hauch von Heimeligkeit zu verpassen, indem man die Flure und die Klassenräume hellgelb gestrichen hatte. Allerdings war das schon eine ganze Weile her und das Hellgelb hatte sich im Laufe der Jahre zu einer undefinierbaren Farbe verdunkelt, die matt und krank aussah.

In Pauls Schulgebäude lagen die letzten Verschönerungsversuche noch länger zurück. Es war dunkel, dreckig und stank

an einigen Ecken nach Abflussrohr. Angeblich wurden die Klassen jeden Tag gereinigt, aber Paul hatte den Verdacht, dass der Staub nur in dünneren Schichten neu verteilt wurde. Gleich zu Beginn des Schuljahres sollten die Eltern daher zu einem Putztag bewegt werden.

»Phh«, hatte Pauls Mutter gesagt. »Ich denke gar nicht daran. Es reicht mir, dass zu Hause niemand außer mir putzt. Das brauche ich nicht auch noch in der Schule.«

Paul fand das etwas übertrieben, er erinnerte sich genau, vor gar nicht mal sooo langer Zeit einen Staubsauger in der Hand gehabt zu haben. Andererseits war das mit dem Putzen ein Dauerbrenner. Mama und Papa hatten den Kindergarten geputzt, den Schülerladen und die Grundschule. Sie hatten keine Lust mehr. Aber im Ergebnis blieb einfach alles dreckig.

Als er ins Klassenzimmer kam, sah er Lukas mit ein paar Mädchen in der Ecke stehen. Er drehte ihnen den Rücken zu und wuchtete seinen Rucksack auf den Tisch. Trotzdem hörte er, wie Lukas mit seinen letzten Erfolgen beim Handball prahlte.

»... und dann kriege ich das Ding und der konnte gar nicht so schnell gucken, wie ich den drin hatte.« Paul seufzte. Lukas hatte beeindruckend lange Haare und keine Pickel, er trug immer genau die richtigen Jeans und besaß die jeweils neuesten Handymodelle. Außerdem machte er gerne Witze auf Kosten anderer und Paul war schon mehr als einmal in sein Visier geraten.

»Wow, Paul«, rief Lukas jetzt, »hast du Ausschlag?« Die

Mädchen kicherten und Paul verfluchte den Pickel, der sich entzündet hatte und knallrot auf seiner Stirn prangte.

Dann drehte er sich betont lässig um. »Nein, die Pest«, sagte er, worauf Lukas lang genug nichts einfiel, dass Herr Gruber die Klasse betreten und der Unterricht beginnen konnte. Punkt-sieg, dachte Paul und grinste.

Zwei Stunden später war ihm das Grinsen vergangen, dafür fragte er sich, wofür ein Mensch eigentlich Physik brauchte. Okay, dass er ganz zu Beginn die menschliche Zellteilung der Atomphysik zugeschrieben hatte, war vielleicht etwas unüberlegt gewesen. Aber auch nach einem weiteren Jahr hatte sich sein Verständnis für physikalische Zusammenhänge nicht wesentlich gebessert. Papa hatte vergeblich versucht, ihn für Physik zu begeistern.

»Es ist doch zum Beispiel sehr interessant zu wissen, warum dein Fahrrad so schnell wird, wenn du den Berg hinunterfährst«, hatte er gesagt. »Viel interessanter ist, ob ich rechtzeitig bremse«, hatte Paul geantwortet.

In der Pause sah er von Weitem Frida mit ihren Freundinnen um den Schulhof rennen. Ihm war auch oft nach Rennen, aber seit er auf der Oberschule war, stand er meistens rum. Es war uncool, Fußball zu spielen oder Bälle in den Korb zu werfen. Sehr zu seinem Bedauern.

Nele war mit ihm rausgegangen und stand jetzt neben ihm. »Ich hasse Physik«, sagte Paul aus vollem Herzen.

»Ich auch«, sagte Nele. »Es ist sooo langweilig.« Sie tausch-

ten sich eine Weile über Hausaufgaben und Lehrer aus und Paul dachte wieder mal, dass Nele *echt* nett war. Leider stellte sich Lukas jetzt zu ihnen und begann, eine fantastische Geschichte aus den Sommerferien zu erzählen. Paul hätte ihm am liebsten den Mund zugehalten. Er fuhr mit seinen Eltern meistens an die Nordsee, was er eigentlich immer sehr cool fand, aber es war natürlich nicht Florida wie bei Lukas. Nele sah Paul an und blinzelte ihm zu. In Pauls Brust machte sich ein weites und frohes Gefühl breit. Da spürte er eine kleine Hand in seiner.

»Hei, Frida«, sagte er und strich seiner Schwester über die schnurgeraden blonden Haare.

»Hei«, sagte Frida. »Meret sagt auch, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.«

Paul atmete tief durch und fragte sich, warum so was immer ihm passieren musste. Hier stand er, mit Nele, die er *echt* nett fand, und mit Lukas, dem Angeber, und musste sich mit seiner kleinen Schwester über den Weihnachtsmann unterhalten. Besser, er brachte es schnell hinter sich. »Merets Eltern sind Muslime«, sagte er. »Die feiern nicht Weihnachten.«

»Tun sie doch«, beharrte Frida, »mit Geschenken und allem.«

»Ja, aber ...«, wollte Paul gerade sagen, als Lukas sich einmischte.

»Ach, Kleine«, sagte er. »Wer glaubt denn heute noch an den Weihnachtsmann?«

Frida sah ihn mit ihren blitzblauen Augen an und sagte: »Ich. Und dann natürlich Paul. Tust du doch Paul, oder?«

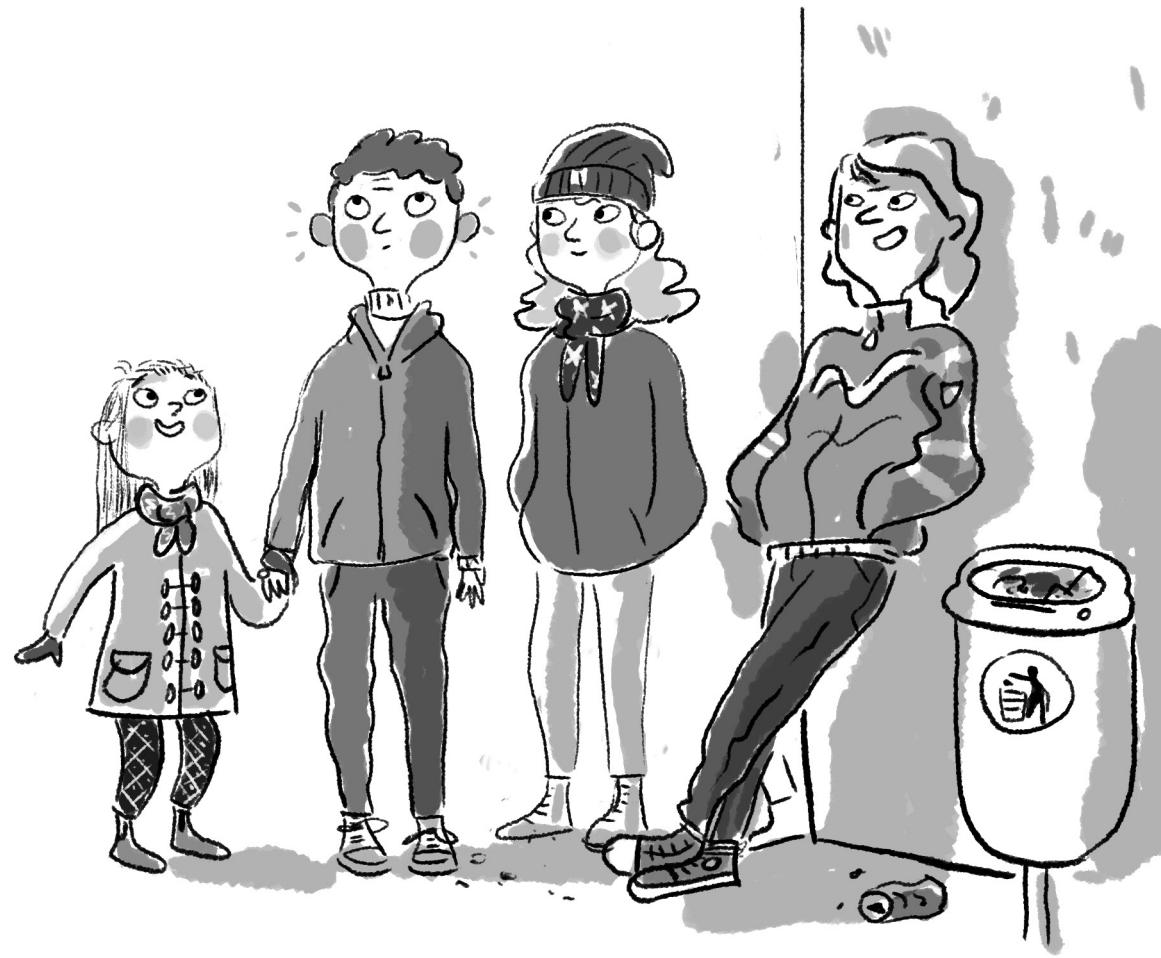
Paul wünschte sich ein Erdbeben oder wenigstens einen

Feueralarm, aber alles blieb ruhig. Nele, Lukas und Frida blickten ihn erwartungsvoll an.

»Klar«, sagte er und sah Frida fest in die Augen.

»Natürlich glaube ich an den Weihnachtsmann.«

Frida sah Lukas triumphierend an und in Lukas' Gesicht breitete sich pures Entzücken aus. Paul wusste genau, was kommen würde. Aber es kam noch schlimmer.





6. KAPITEL, in dem das Projekt Gestalt annimmt

Der Schultag war noch nicht vorüber, da hatte Lukas es schon geschafft, so ziemlich jedem in der Klasse von dem Gespräch auf dem Pausenhof zu erzählen. »Ich wusste immer, dass Paul ein kindliches Gemüt hat«, hörte er ihn jetzt sagen, als er in den Flur zur Aula einbog, wo sie Musik hatten. Paul versuchte, das folgende Gelächter zu ignorieren, und setzte sich mit unbewegter Miene auf seinen Platz.

In der nun folgenden Zeit stellte Paul fest, dass es fast kein Thema gab, das sich nicht mit dem Weihnachtsmann verknüpfen ließ.

In Erdkunde war es der Glaube der Indianer an den großen Manitou (»Und bei uns«, sagte Lukas, »gibt es Leute, die an den Weihnachtsmann glauben«); in Physik war es die Erwähnung

der Relativitätstheorie (»Es gibt *relativ* wenig Leute, die noch an den Weihnachtsmann glauben«, bemerkte Niko) und in Biologie die Intelligenz der Graugänse (»Graugänse glauben zumindest nicht an den Weihnachtsmann«, betonte Evi).

Nele warf ihm hin und wieder einen teilnahmsvollen Blick zu, hatte sich aber in der Pause auch nicht mehr zu ihm gestellt. Nur Ahmed beteiligte sich nicht an den ständigen Frotzeleien. »Mir doch egal, woran du glaubst«, hatte er zu Paul gesagt.

Frida hatte das Thema für einige Tage ruhen lassen, auch wenn ihre nicht nachlassende Ordnungswut Paul stets daran erinnerte, dass es keineswegs vom Tisch war. Und es war nur eine Frage der Zeit, wann der nächste Volltrottel ihr erzählen würde, dass es keinen Weihnachtsmann gab.

Es regnete mittlerweile ununterbrochen, und wenn es nicht regnete, war es neblig. Paul schrieb eine Klassenarbeit nach der anderen und war fast froh, dass es ihm nichts ausmachte, drinnen zu sein und zu lernen. Als er an einem dieser Tage am Küchentisch saß und in den dunklen Novembertag hinausblickte, sah er bunte leuchtende Lampions über die Straße ziehen und ihm fiel ein, dass auch Frida mit ihrer Klasse auf dem Martinsumzug war. Mit dem Martinsumzug fing für sein Gefühl so langsam die Weihnachtszeit an. Der Pfarrer hatte immer vom »Licht in dunkler Zeit« ... Pauls Gedanken schweiften ab. Natürlich, der Pfarrer!

Der Pfarrer wollte bestimmt, dass Frida weiter an den Weih-

nachtsmann glaubte. Der Pfarrer war ja sozusagen hauptberuflich damit beschäftigt, Leute davon zu überzeugen, dass sie an etwas glauben sollten, das sie nicht sehen konnten. Er war jung und hatte selbst Kinder, und Paul beschloss, ihn gleich am nächsten Tag zu besuchen, obwohl ihm das etwas peinlich war, weil er Religion gerade abgewählt hatte.

Darüber hätte er sich allerdings keine Sorgen machen müssen. Pfarrer Legler begrüßte ihn so herzlich, als hätte er seit Wochen auf seinen Besuch gewartet. »Na, Paul«, sagte er, »schön, dich zu sehen.«

»Tag«, sagte Paul und gab ihm die Hand. »Danke, dass Sie Zeit haben.«

»Was kann ich für dich tun?«, fragte der Pfarrer und bot ihm einen Stuhl an.

Paul erzählte ihm die Geschichte mit Frida und der Pfarrer hörte aufmerksam zu. Schließlich fragte er: »Und du willst jetzt, dass ich Frida davon überzeuge, dass es den Weihnachtsmann gibt?«

Paul nickte. »Ihnen würde sie bestimmt glauben.« Pfarrer Legler lächelte. »Das Problem ist nur, dass wir es nicht so mit dem Weihnachtsmann haben in der Kirche«, sagte er. »Bei uns bringt das Christkind die Geschenke. Und überhaupt leisten wir uns die etwas altmodische Haltung, dass es bei Weihnachten nicht um Geschenke geht.«

Paul sah ihn etwas ratlos an. »Ja, dann ...«, sagte er.

»Andererseits«, fuhr Pfarrer Legler fort, »soll man ja besonders in der Weihnachtszeit Menschen helfen, die um Hilfe

bitten. Und wenn ich dich richtig versteh, tust du das gerade. Ich werde mir also etwas einfallen lassen. Ich würde sagen – du hörst von mir.« Damit erhob er sich und hielt Paul die Hand entgegen. Paul nahm sie und bedankte sich.

»Nicht dafür«, sagte der Pfarrer.

Als Paul auf die dunkle Straße trat, fragte er sich, was der Pfarrer vorhatte. Er hatte sich eine etwas eindeutigere Antwort erhofft, so in der Art von:

»Dann komm mal mit Frida vorbei und ich rede mit ihr.« Es würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als abzuwarten.

Um nach Hause zu kommen, musste er über den Marktplatz. Der Platz war ziemlich leer, was angesichts des Nieselregens kein Wunder war, und auch in den hell beleuchteten Geschäften waren nur wenige Kunden zu sehen. Paul zog sich die Ärmel über die Hände und beeilte sich, auf die andere Seite zu kommen.

Er war schon fast am Reiterdenkmal vorbei, als etwas seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Auf den Stufen des Denkmals, unter einer Decke zusammengekauert, saß ein Mann und hatte eine Mütze vor sich in den Regen gelegt. Paul verlangsamte den Schritt und suchte in seiner Hosentasche unwillkürlich nach ein paar Münzen. Schließlich fand er ein 50-Cent-Stück und lief zurück.

Beim Näherkommen sah der Mann ihm entgegen. Er trug eine Pudelmütze und einen grauen Bart, seine Haut sah aus, als sei er viel im Freien unterwegs. Aber aus dem wettergegerbten

Gesicht blickten ihn ein paar sehr klare hellgrüne Augen an, die nicht zu der elenden Haltung des Mannes zu passen schienen.

Paul stand jetzt vor ihm und beugte sich hinunter, um die Münze in den Hut zu werfen. Er hatte mit dem scharfen Geruch nach ungewaschenen Kleidern und Alkohol gerechnet, aber er nahm nur einen Hauch von frischem Holz wahr. Paul richtete sich wieder auf.

»Danke«, sagte der Mann.

»Bitte«, sagte Paul und wandte sich zum Gehen. Aber der Mann war noch nicht fertig. »Schöne Idee übrigens, das mit der Zwischenlagerung«, sagte er. Paul blieb stehen. »Wie?«, fragte er.

»Schöne Idee, das mit den zwischengelagerten Weihnachtsgeschenken«, wiederholte der Mann.

Paul starrte ihn an. Worüber, zum Kuckuck, sprach dieser Mann?

»Na, du wirst dich doch an deine eigenen Geschichten erinnern«, fuhr der Mann jetzt etwas ungeduldiger fort und blickte ihn mit seinen erstaunlichen grünen Augen an.

»Woher ...?«, begann Paul und der Mann fing an zu lachen. Er hatte ein dunkles, tiefes Lachen. Dann sagte er: »Ja, das wüsstest du wohl gerne, was?« Er sprach jetzt leiser, fast wie zu sich selbst. »Immer wollt ihr alles wissen. Und alles können.«

Paul machte den Mund auf, um noch etwas zu sagen, aber der Bettler nahm jetzt keine Notiz mehr von ihm und schien in ein Selbstgespräch versunken zu sein.

Paul trat einen Schritt zurück und warf noch einen Blick auf

den nun wieder zusammengesunkenen Mann, der leise vor sich hin murmelte. Paul lief ein Schauder über den Rücken. Er drehte sich um und begann zu rennen, bis er auf der anderen Seite des Platzes war. Bevor er in die Michaelisgasse einbog, warf er einen letzten Blick zurück. Das Reiterdenkmal stand dunkel und stolz vor dem Abendhimmel. Der Mann war verschwunden.

